



Ashley
Carrington

Jessica
Die Irrwege
der Liebe



Weltbild

Ashley Carrington

Jessica
Die Irrwege der Liebe

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 1984 by

Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Copyright der Originalausgabe © 1984 by

Rainer M. Schröder, vertreten durch AVA international GmbH, Germany. [www. Ava-international.de](http://www.Ava-international.de)

Covergestaltung: zeichenpool, München

Titelmotiv: Mauritius Images, Mittenwald (© Urbanlip); Shutterstock

(© Martin Horský; © Light & Magic Photography; © maxstockphoto; © Axusha

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-267-4

Für R. M. S.,
ohne den dieses Buch nicht
geschrieben worden wäre

1

Der Wärter stieß Jessica Jakes in den Kerker und warf die schwere Gittertür hinter ihr ins Schloss. Lange hallte das metallische Dröhnen in den Gängen des Gefängnisses von Newgate nach, drang von Zellenblock zu Zellenblock und wurde schließlich von den mächtigen steinernen Mauern aufgesogen.

Der Wärter lachte kurz auf. Es war das freudlose Lachen eines Mannes, der seiner Arbeit an diesem Ort seit ungezählten Jahren nachging und von dem Elend und der Verdorbenheit der Zelleninsassen lebte; das Lachen eines Mannes, der schon zu viel gesehen hatte, um noch von der Gewalttätigkeit, dem Elend und der Verzweiflung berührt zu werden.

Er wusste, was diese junge, hübsche Gefangene erwartete. Doch er machte sich nicht die Mühe, ihr einen Rat zu geben. Wenn sie nicht wusste, wie sie sich zu verhalten hatte, würde sie es lernen müssen, wie alle anderen vor ihr auch. Hier, im Londoner Gefängnis von Newgate, das nicht von ungefähr in dem Ruf stand, das Sinnbild der Hölle selbst zu sein, galten eigene Gesetze, die so einfach und von so brutaler Klarheit waren, dass sie keinerlei Erklärung bedurften. Nachdem sich zuerst die Oberaufseher und dann die Wärter an den Neueingelieferten schadlos hielten, waren sie danach der Unbarmherzigkeit ihrer stärkeren Mitgefangenen ausgeliefert.

Regungslos stand Jessica Jakes einen knappen Schritt hinter der Zellentür, unfähig, sich von der Stelle zu rühren. Sie hörte die schlurfenden Schritte des Wärters, die sich auf dem rissigen Steinboden des Ganges entfernten. Sie war nun allein mit den etwa dreißig bis vierzig zerlumpten Gestalten. Als sie von dem Wärter in die Zelle gestoßen worden war, hatten sich die Eingekerkerten träge vom feuchten Stroh erhoben, das den nackten Boden mit einer dünnen Schicht bedeckte.

Angst schnürte Jessica die Kehle zu, und ihr Atem ging kurz und flach, als sie die vielen Augenpaare auf sich gerichtet sah. Die Frauen in der Zelle musterten sie mit feindseligen Blicken. Und nur in den Augen einiger weniger konnte sie eine Spur von Mitleid und schmerzlichem Verstehen entdecken.

»He, Molly«, rief eine hagere Frau. Ihr wildes, zerzaustes Haar starrte vor Dreck, und hellrote Brandflecken verunstalteten ihr ausgezehrttes Gesicht. »Schau mal, was für'n hübsches, junges Täubchen uns da zugeflogen ist!«

Ihre Stimme war rau wie ein Reibeisen. Sie stieß der Frau neben sich, die sie mit Molly angesprochen hatte, den Ellenbogen derb in die Seite. Und mit einem Seitenblick fügte sie hinzu: »Soll ich die Kleine nicht 'n bisschen erleichtern?«

»Überlass das mir, Beth!«, erwiderte Molly barsch.

»Natürlich ... ganz wie du meinst, Molly«, beeilte sich Beth zu sagen. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einem unterwürfigen Lächeln.

»So, du bist also die Neue«, sagte Molly zu Jessica Jakes. Ein drohender Unterton schwang in ihrer dunklen, harten Stimme mit.

Jessica erschauerte und presste das kleine Bündel, das ihre wenigen Habseligkeiten enthielt, vor die Brust. Ohne Zweifel nahm Molly in dieser düsteren, stinkenden Zelle eine besondere Stellung unter den Gefangenen ein. Sie war von stämmiger, korpulenter Gestalt und überragte alle anderen um eine gute Haupteslänge. Während die zerlumpte Fetzen der anderen Frauen die Bezeichnung Kleider schon längst nicht mehr verdienten, war Molly ins Auge stechend gut gekleidet. Sie trug ein Kleid aus blassgelbem Brokat. Es wies zwar an vielen Stellen schon Flecken und aufgeplatzte Nähte auf und entsprach kaum noch der Mode, doch neben den Lumpen der anderen hob es sich so ab wie die Nacht vor dem Tag.

Das schon mehrfach geflickte und vorn geschnürte Oberteil vermochte ihren mächtigen Busen kaum zu halten, der wie ein bleicher Schwamm aus ihrem Mieder quoll. Die Brust ging in einen kurzen, fetten Hals über. Das Gesicht war aufgedunsen und verriet die hemmungslose Trinkerin. Unter wässrigen Augen lagen eine zu kurz geratene, rotgeäderte Nase und ein grell geschminkter, dünnlippiger Mund, der jetzt einen herrischen Ausdruck trug. Ihr strähniges, ehemals wohl rotblondes Haar war nachlässig gepudert.

Jessica konnte das Alter der Frau schlecht schätzen, genauso wie das von Beth und den anderen. Die Hölle von Newgate hatte sie ganz sicherlich weit über ihre wirklichen Jahre hinaus altern lassen.

»Wie heißt du?«, verlangte Molly mit befehlsgewohnter Stimme zu wissen. Sie löste sich aus der Gruppe der Gefangenen, die nun einen Halbkreis um die Neue bildeten.

»Jessica«, kam es schwach über ihre Lippen.

»Habt ihr das gehört?«, krächzte Beth. »Jessica heißt unser unschuldiges Täubchen mit den blonden Engelslocken. Der Teufel soll mich, wenn sie nicht so was wie 'nen Glanz in unsere bescheidene Behausung bringt. Würd' mich nicht für 'nen Penny wundern, wenn uns der alte Mistkerl von Wärter, die Pest soll über ihn kommen, 'ne richtige Missy angeschleppt hat, 'n Fräulein aus 'ner vornehmen Familie. Seht euch nur mal das hübsche Kleid an und die Pelerine. Der Henker soll mich auf der Stelle holen, wenn dieser Umhang nicht genau das ist, was ich gegen das verfluchte Ziehen in meinem Rücken brauche!« Beifallheischend blickte sie in die Runde und entblöbte dabei zwei Reihen fauliger Zahnstümpfe.

»Du sollst dein dreckiges Maul halten, Beth!«, fuhr Molly sie an. »Oder du kannst sehen, wo du demnächst deinen Gin herbekommst!«

»War doch nicht so gemeint, Molly«, murmelte Beth schmollend, während ihr die anderen Frauen schadenfrohe Blicke zuwarfen. »Is' ja schon so lange her, dass wir 'ne Neue zum Ausnehmen hatten.«

»Du kriegst schon deinen Anteil, Beth. Wart's nur ab«, erwiderte Molly in etwas versöhnlicherem Ton und fügte noch lächelnd hinzu: »Aber wir wollen die kleine Jessica doch nicht schon in den ersten Minuten zu Tode erschrecken. Wir werden sicherlich noch

lange das Vergnügen ihrer Gesellschaft haben, nicht wahr, Jessy-Missy?«

Mollys Worte riefen unter den Gefangenen ein Gelächter hervor, das in Jessicas Ohren wie bössartiger Spott klang. Mit zusammengepressten Lippen hatte sie dem Wortwechsel der beiden Frauen zugehört. Ihr zartgeschnittenes Gesicht mit den seegrünen Augen zeigte eine kranke Blässe. Ihr war, als würde ihr die Kraft aus den Gliedern weichen. Und der entsetzliche Gestank, der sie wie ein vermodertes Leichentuch umhüllte, trieb ihr das Gefühl, sich im nächsten Augenblick übergeben zu müssen, die Kehle hoch.

Molly wandte sich wieder der Neuen zu. Ein Lächeln kräuselte ihre schmalen Lippen. »Du musst nichts darauf geben, was diese liederlichen Weibsbilder von sich geben, Jessy-Missy«, sagte sie und rief damit erneut Gelächter hervor. »Das ist der Londoner Abschaum, mein Kleines, und sicherlich nicht der Umgang, den so ein feines, vornehmes Fräulein wie du gewöhnt bist, nicht wahr?«

»Du hast gut reden, Molly!«, rief eine Stimme aus den hinteren Reihen. »Deine Wiege stand doch unter 'nem Ginfass, und die Kerle, die dein Umgang waren, sind doch fast alle am Galgen geendet!«

Brüllendes Gelächter erhob sich – und brach jäh ab, als Molly herumfuhr und ihre Augen die Frau suchten, die es gewagt hatte, die Wahrheit über sie hinauszuposaunen. Doch sie blickte auf eine Meute erstarrter Gestalten, die sich zwar Mollys Gewaltherrschaft unterwarfen, ihr jedoch keine Sympathien entgegenbrachten. Mit Ausnahme von Beth und zwei, drei anderen, die zu Mollys ›Hofstaat‹ zählten und ihr ergeben waren, dachte niemand daran, die Frau in ihren Reihen zu verraten, die so ätzend über Molly gesprochen hatte. Und Beth stand mit ihren Gesinnungsfreundinnen in der vordersten Reihe, sodass sie alle auf Mollys fragenden Blick nur mit einem Schulterzucken antworten konnten.

»Würr' mich nicht wundern, wenn es diese hinterhältige Pestbeule Lydia gewesen ist!«, stieß Beth ihre Verdächtigung hervor, um wieder wettzumachen, was sie sich wenige Minuten zuvor mit ihrem lästerlichen Mundwerk bei Molly verscherzt hatte. »So 'ne dreckige Verleumdung kann nur von dieser Kindermörderin kommen!«

Niemand erwiderte etwas. Die Stille war beklemmend. Dann ließ Molly die drohend hochgezogenen Schultern sinken. Ihr Busen wogte in dem zu engen Mieder, und grollend forderte sie Beth auf: »Hol mir die Flasche! Solch ein feiges Pack wie euch kann man nur im Suff ertragen!«

Der verdrossene Ausdruck verschwand von Beths Gesicht. Es war eine Belohnung, Molly die Flasche mit Gin zu bringen, denn für diejenige, die sie damit beauftragte, fiel stets ein kräftiger Schluck ab. Und Gin war im Gefängnis das Tor zum Vergessen.

Jessica beobachtete mit weit aufgerissenen Augen, wie Beth in die rechte Ecke des Kerkers hinüberging und einen Weidenkorb aus dem Stroh zog, das an dieser Stelle höher aufgehäuft war. Die hagere Frau wühlte in dem Korb, der mit Puder Dosen, Gürtelschnallen, Unterkleidern, Schuhen und anderen Dingen vollgestopft war. Die Flasche lag wohl ganz unten, denn Beth räumte den Weidenkorb halb leer. Dann lief sie mit dem Gin eiligst zu Molly zurück.

»Gib schon her!« Molly riss ihr die Flasche aus der Hand, entkorkte sie und setzte sie an die Lippen. Dutzende Augenpaare verfolgten mit neidvollen, gierigen Blicken, wie der scharfe Gin glucksend aus der Flasche und in ihre Kehle rann. Als sie fünf, sechs kräftige Züge genommen hatte, setzte sie die Flasche ab, fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund, rülpste unverhohlen und hielt Beth die Ginflasche hin. »Hier! ... Trink! ... Aber lass noch was drin!«

Ekel erfüllte Jessica, als sie sah, mit welcher Gier die Frau mit dem von Brandnarben entstellten Gesicht den Gin in sich hineinschüttete.

»Das reicht!«, sagte Molly scharf, und riss Beth die Flasche vom Mund. »Und nun zu dir, Jessy-Missy. Wir sind hier eine große Familie. Und wie du vielleicht schon mitbekommen hast, hat man mich dazu bestimmt, für Frieden und Ordnung zu sorgen.«

Jemand lachte mit bitterem Hohn auf.

»Ordnung muss sein«, fuhr Molly unbeirrt fort, »ganz besonders dann, wenn man es mit so gottverdorbenen Seelen zu tun hat wie diesen da«, sie deutete mit der Ginflasche vage hinter sich, »und Unterkunft und Verpflegung einiges zu wünschen übrig lassen. Du bist bestimmt ein helles Missy-Köpfchen und wirst deshalb verstehen, dass es nur zu Streit und Niedertracht führt, wenn der eine mehr besitzt als der andere, nicht wahr?«

»Ich ... ich ... verstehe nicht, was Sie wollen«, brachte Jessica mühsam hervor.

Molly trat einen Schritt näher, noch immer lächelnd. Die Schminke auf ihren Lippen war verwischt und ließ sie noch abstoßender aussehen. Auch die anderen Gefangenen rückten weiter vor, der Halbkreis wurde enger.

»Keine Sorge, Jessy-Missy, ich werde dir schon helfen, zu verstehen«, erklärte Molly. »Dein hübsches Kleid und deine Pelerine sind in dieser Umgebung unpassend, Kleines. Es ist besser, du gibst beides mir, und ich verwahre es dir für den Tag, an dem du deine feinen Sachen wieder tragen kannst. Und wenn du auch noch etwas Wertvolles da in deinem Beutel hast, gibst du mir auch das besser, damit es nicht verloren geht.«

Jessica trat unwillkürlich einen Schritt zurück und spürte im nächsten Moment die schweren Eisenstäbe der langen Gitterwand, die den Kerker vom Gang trennte, in ihrem Rücken. Sie begriff nun, was diese abstoßende Vettel von ihr wollte. Sie sollte ihre Kleidung und das, was sie noch an wenigen Habseligkeiten besaß, hergeben. Ihr Geld, vier Silbermünzen, hatten ihr die Wärter schon abgenommen.

»Nein!«, stieß sie erschrocken hervor. »Niemals! ... Ich habe nichts Wertvolles im Beutel! ... Und meine Kleider gebe ich nicht her!« Hart presste sie das Segeltuchbündel an ihre Brust.

Molly lachte geringschätzig. »Du nimmst besser Vernunft an, Jessy-Missy. Du bist hier nicht in einem Pensionat für vornehme Töchter. Du hast zu bezahlen, wie jede andere vor dir es auch getan hat!«

»Bezahlen? ... Wofür?«

»Für meinen Schutz, Kleines«, erklärte Molly mit bedrohlich sanfter Stimme. »Und mein Schutz ist nicht billig zu haben. Also sei vernünftig und rück die Sachen freiwillig heraus.«

Jessica schüttelte heftig den Kopf. Niemals würde sie das Wenige, das ihr von der Welt

außerhalb der Mauern von Newgate geblieben war, hergeben. Zumindest nicht freiwillig, und nicht ohne bis zum Letzten darum gekämpft zu haben. Sie ahnte in diesem Moment, dass sie für immer verloren sein würde, wenn sie jetzt klein beigab. Wenn sie sich jetzt nicht gegen Molly und ihre Hyänen zur Wehr setzte und um ihren kläglichen Besitz kämpfte, würde sie ebenso tief sinken wie diese Frauen vor ihr, die sich schon selbst aufgegeben hatten.

»Ich brauche keinen Schutz!«, stieß sie mit einer Entschlossenheit hervor, die sie selbst erstaunte. »Und keiner hat das Recht, mir auch nur irgendetwas zu nehmen!«

Molly brach in ein Hohngelächter aus, in das Beth und ihre Freundinnen einfielen.

»Du bist wirklich unbeleckt von der Welt, Jessy-Missy«, sagte Molly schließlich. »Ich besitze alles Recht, das ich brauche, um zu bekommen, was ich haben will. Und nun Schluss mit dem Gerede! Gib die Sachen her, oder ich Sorge dafür, dass man sie dir vom Körper reißt! Du hast noch einiges zu lernen, wenn du in diesem Dreckloch überleben willst!«

Jessica blieb hart. »Nein!«

»Jetzt ist aber genug!«, geiferte Molly mit hochrotem Gesicht. Es lag schon lange zurück, dass jemand gewagt hatte, ihr Widerstand entgegenzusetzen. Sie machte Anstalten, nach dem weichen, warmen Umhang zu fassen, der in den kommenden Wintermonaten nicht mit Gold aufzuwiegen sein würde.

Jessica war verängstigt, gleichzeitig aber zum Widerstand entschlossen. Sie spürte die metallene Haarnadel, die aus ihrem Bündel ragte und schmerzhaft gegen ihre Brust drückte, und sie handelte, ohne lange zu überlegen. Sie griff nach dem herausragenden Ende der Haarnadel, zog sie blitzschnell aus dem Bündel und stieß sie Molly wie einen Dolch entgegen.

Die Spitze der Nadel zuckte schneller, als ein Auge folgen konnte, über den weichen Busen der fülligen Frau und hinterließ eine dünne blutrote Linie von der Länge eines Fingers.

Molly stieß einen schrillen Schrei aus und sprang erschrocken zurück. Ungläubig starrte sie auf die verletzte Haut.

»Ich will keinem was antun!«, warnte Jessica die Frauen mit vor Erregung zitternder Stimme. »Doch ich werde zustechen, wenn mir jemand zu nahe kommt!«

»Die Pest über dich!«, schrie Molly, blieb jedoch, wo sie stand.

»Ich sage euch, das ist 'ne Kindermörderin!«, gellte Beth. »Hinter ihrem Engelsgesicht verbirgt sich 'ne gottlose Mörderin!«

»Ich bin keine Kindermörderin!«, widersprach Jessica heftig, und die Haarnadel zitterte in ihrer Hand. »Doch ich lasse mich nicht von euch berauben!«

Mit wutverzerrtem Gesicht funkelte Molly ihre Widersacherin an. »Das wirst du mir büßen, Jessy-Missy! So etwas hat noch keiner ungestraft mit mir gemacht, du Miststück. Behalte nur deine Sachen. Vorerst. Du entkommst mir ja doch nicht. Die Nächte sind lang. Und irgendwann einmal wirst du die Augen nicht mehr aufhalten können. Und dann hast du die längste Zeit ein Engelsgesicht gehabt, das schwöre ich dir!«

Jessica fragte sich, ob es vielleicht ein verhängnisvoller Fehler gewesen war, ihre Widersacherin so bloßzustellen. Möglicherweise wäre es klüger gewesen, wenn sie ihr zumindest den Umhang gelassen hätte. Doch dafür war es jetzt zu spät. Sie hatte sich Molly zur Feindin gemacht und würde von jetzt an zusehen müssen, dass sie vor ihr und ihren Hörigen auf der Hut war. Ihr war klar, dass Mollys Worte alles andere als eine leere Drohung waren. Die herrschsüchtige Gefangene würde sie nicht einen Moment aus den Augen lassen. Und wenn Molly schlafen wollte, würde sie einfach eine von den abscheulichen Frauen, die ihr auf das Wort gehorchten, damit beauftragen, Wache zu halten.

Jessica schien es, als würde plötzlich ein eisiger Windhauch durch das Gitter wehen, und Gänsehaut bildete sich auf ihren Armen. Sie zog ihren Umhang vor der Brust zusammen, ohne dabei jedoch die Haarnadel sinken zu lassen.

Molly hatte ihre Fassung wiedergefunden. Ein fast amüsiertes Lächeln trat auf ihr Gesicht. »Vielleicht sollten wir dir sogar dankbar sein«, sagte sie. »Das wird ein nettes Spiel, dich zu beobachten und zu sehen, wie lange du aushältst. Deine Angst wird dich an den Rand des Wahnsinns bringen und dich wach halten ... aber nicht für ewig.« Sie lachte heiser auf. »Ja, so soll es sein, und noch nicht einmal für drei Flaschen Gin würde ich mich jetzt noch umstimmen lassen!« Ihre letzten Worte klangen wie ein Fluch.

Jessica Jakes presste die Lippen aufeinander. Die Angst machte sie stumm. Mit aller Willenskraft unterdrückte sie die aufsteigenden Tränen. Niemand durfte wissen, ja noch nicht einmal ahnen, wie verzweifelt sie war. Sie musste stark bleiben, um ihrer selbst willen.

Molly schien auf eine Erwiderung zu warten. Schließlich spuckte sie verächtlich in Jessicas Richtung und drehte sich zu Beth und den anderen Frauen um.

»Pam! ... Jill!«, rief sie mit einer Stimme, die noch am Ende des Ganges zu hören sein musste. »Holt die Würfel! ... Ich will spielen!« Sie nahm einen Schluck aus der Flasche und setzte sich in der Ecke, wo ihr Weidenkorb stand, zum Spiel nieder. Die neue Gefangene und die eigene Blamage schien sie vergessen zu haben.

Jessica stand noch immer wie festgenagelt mit dem Rücken zur Gitterwand und beobachtete gespannt, wie sich nun auch die anderen Inhaftierten verteilten. Einige warfen ihr Blicke zu, die verrieten, was sie von ihr hielten und wie sie ihre Chancen, Molly auf Dauer zu widerstehen, einschätzten. Und nicht in einem Augenpaar vermochte Jessica so etwas wie stummen Zuspruch zu lesen, der ihr hätte Hoffnung machen können.

Bisher hatte Jessica Jakes keine Zeit gehabt, sich in der Zelle umzusehen, was sie nun nachholte. Der Kerker maß vielleicht zehn bis zwölf Yards im Quadrat. Hoch oben in der massiven Mauer gegenüber der Wand aus Gitterstäben war ein winziges, gleichfalls vergittertes Fenster eingelassen, durch das graues Oktoberlicht in das Verlies sickerte, ohne jedoch den Boden zu erreichen.

Der kalte, nackte Raum mit den hohen Wänden war erfüllt von einem durchdringenden pestartigen Gestank. Er rührte von dem offenen Abwasserkanal her, der durch die Zelle lief. Zwischen dem Stroh und am Rand der Ablaufrinne wimmelte es von Ungeziefer. Es

war ein Ort, den Jessicas Fantasie sich noch nicht einmal in ihren Albträumen hätte ausmalen können.

Niemals werde ich hier zehn Jahre, zehn endlos lange Jahre durchstehen!, schoss es ihr durch den Kopf. Keine sechs Monate werde ich durchhalten.

Plötzlich wünschte sie, dass sie alles, was sie besaß, ohne ein Wort des Widerspruchs von sich gegeben hätte. Was machte es denn aus, ob sie einen Umhang besaß oder nicht? Vielleicht würde sie mit der Pelerine einige Monate länger leben. Aber was änderte das an der Tatsache, dass sie hier vermutlich elendig zugrunde gehen würde – lange vor dem Ende ihrer zehnjährigen Kerkerstrafe.

Jessica fuhr aus ihren düsteren Gedanken auf. Ihr Blick ging sofort in die Ecke zu Molly hinüber. Die Frauen ließen unter grölendem Gelächter die Ginflasche kreisen und warfen die Würfel.

Jessicas Körper spannte sich trotzig an. Kaum merklich schüttelte sie den Kopf. Nein, sie durfte sich nicht dem Selbstmitleid überlassen und sich damit selbst aufgeben. Und sie durfte auch nicht an das Urteil denken, das sie für zehn Jahre an diesen Ort verdammt hatte. Tat sie das, war sie verloren. Sei musste sich zwingen, nicht an das Morgen und Übermorgen und an das nächste Jahr zu denken. Allein das Heute, das Jetzt war entscheidend. All ihre Kräfte musste sie darauf konzentrieren, die Gegenwart zu meistern – und zu überleben.

Ein entschlossener Zug trat auf ihr Gesicht. Ja, sie würde bis zum Letzten kämpfen!

Sie fühlte sich ein wenig ruhiger, als sie diesen Entschluss gefasst hatte, und sah sich nach einem sicheren, geschützten Platz um, möglichst weit von Molly und ihren Vasallen entfernt. Die der Zellentür gegenüberliegende Wand, die den besten Schutz vor der Zugluft bot, war schon ausnahmslos von den anderen Gefangenen belegt. Sie entschied sich schließlich für einen Platz an der linken Querwand in der Nähe der Gitter. Zwar war sie hier dem feuchten Luftzug ausgesetzt, dafür aber lag Mollys Ecke so weit von ihr entfernt, wie es dieser Kerker nur zuließ. Und das erschien ihr im Augenblick als das Wichtigste.

Jessica ging mit unveränderter Wachsamkeit am Gitter entlang, ließ Molly nie länger als ein, zwei Sekunden aus den Augen. Als sie den Platz ihrer Wahl erreicht hatte, stieß sie mit der Schuhspitze in das Stroh. Sie sah, wie das Ungeziefer in alle Richtungen davonstob. Doch sie gab sich keinen Illusionen hin. Die ekligen Plagegeister würden wiederkommen.

Mit einem unterdrückten Seufzer sank Jessica Jakes nieder und lehnte sich gegen die kühle Wand. Zu ihrer Rechten zogen sich die schweren Zellengitter entlang, während links von ihr die anderen Frauen kauerten. Einige starrten stumpfsinnig vor sich hin, andere unterhielten sich und schienen dabei einander an obszönen Ausdrücken und Flüchen übertreffen zu wollen. Molly hingegen war auf dem besten Weg, die nächste halbe Stunde nicht mehr nüchtern zu erleben. Offensichtlich fielen die Würfel ganz zu ihren Gunsten, und das schien ihr wohl Grund genug, immer mehr von dem Fusel in sich hineinzukippen.

Jessica spürte, wie sich ihre Anspannung löste. Ihr gerade noch wild schlagendes Herz

fand wieder zu einem ruhigeren Rhythmus zurück, denn von Molly hatte sie vorerst nichts zu befürchten, sie sank schon zur Seite und hatte Mühe, die Würfel zu werfen.

Die Atempause schien jedoch nicht von langer Dauer zu sein. Jessica bemerkte mit wiedererwachendem Argwohn, wie sich drüben an der Wand unter dem winzigen Fenster eine schlanke Frau erhob und auf sie zukam. Sie zählte nicht zu den Frauen, die Molly gerade noch umschwärmt hatten, und sie hatte sich auch vom Würfelspiel ferngehalten. Doch das besagte nicht, dass sie nicht vielleicht doch zu Mollys Gefolgschaft gehörte. Wie es sich damit auch verhalten mochte, Jessica dachte nicht daran, unvorsichtig zu sein.

Alarmiert sprang sie auf, schob ihr kleines Segeltuchbündel mit dem Fuß in die Ecke, damit sie die Hände notfalls frei hatte, und packte die Haarnadel mit festem Griff.

»Komm mir nicht zu nahe!«, warnte Jessica und machte eine unmissverständliche Bewegung mit ihrer Stichwaffe.

Die Frau blieb wenige Schritte vor ihr stehen und lächelte schwach. »Ich tue dir nichts«, sagte sie ruhig. Ihre Stimme hatte einen angenehmen Klang.

Jessica blickte die Fremde verunsichert an. Die Frau machte nicht den Eindruck, als wollte sie sich auf sie stürzen und ihr etwas antun. Auch in ihrem Äußeren hob sie sich von den anderen ab, obwohl sich ihr Kleid in keinem besseren Zustand befand. Doch die Art, wie sie sich aufrecht hielt und bewegte, unterschied sich auffallend von der der anderen Gefangenen. Ihre Haltung schien ausdrücken zu wollen, dass sie sich noch nicht aufgegeben hatte. Ihr schwarzes langes Haar, das sie sorgfältig nach hinten zurückgekämmt hatte und im Nacken als Zopf trug, ließ erkennen, dass es ihr nicht gleichgültig war, welchen Anblick ihr Haar bot.

Und dennoch, Jessica kannte sie nicht, und sie wollte nicht den vielleicht verhängnisvollen Fehler begehen, sich von Äußerlichkeiten täuschen zu lassen. »Woher soll ich wissen, dass du wirklich nichts von mir willst?«, fragte sie, gab ihrer Stimme jedoch einen weniger feindseligen Ton. »Wer sagt mir, dass du nicht mit Molly und Beth und den anderen unter einer Decke steckst?«

Ein gequältes Lächeln huschte über das schmale Gesicht der Frau, die Anfang zwanzig sein mochte. »Ich bin Lydia«, erwiderte sie.

Überraschung zeigte sich auf Jessicas Gesicht, und unwillkürlich ließ sie die Haarnadel ein wenig sinken. Lydia, das war die Kindermörderin, von der Beth so gehässig gesprochen hatte.

»Du brauchst dich vor mir nicht zu fürchten, Jessica«, sagte Lydia nun beruhigend und kam langsam näher. »Molly und ich, wir haben nichts gemein. Wir sind so verschieden wie Tag und Nacht. Du kannst mir vertrauen.«

Jessica wusste, dass sie in ihrer Situation nichts dringender brauchte als jemanden, dem sie vertrauen konnte. Und obwohl es ihr wie Hohn erschien, dass diese Person ausgerechnet eine Kindermörderin sein sollte, blieb ihr doch keine Wahl.

Die Hand mit der Haarnadel sank endgültig zur Seite. »Ich muss vorsichtig sein«, sagte sie, und es klang wie eine Entschuldigung.

Lydia nickte verständnisvoll. »Ja, ich weiß. Es war ein schwerer Fehler, dass du dir

Molly zur Feindin gemacht hast. Der Teufel kann nicht böartiger sein als sie. Aber was geschehen ist, lässt sich jetzt nicht mehr ändern.« Sie setzte sich an die Wand, und Jessica folgte ihrem Beispiel nach kurzem Zögern.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen zwischen ihnen. Dann fragte Lydia: »Hast du Geld, Jessica?«

Das Misstrauen war sofort wieder da. Sie schüttelte den Kopf. »Ich hatte vier Silberstücke. Drei musste ich dem Oberaufseher geben. Das vierte hat mir der Wärter, der mich hierhergebracht hat, abgenommen.«

Lydia lachte bitter auf. »Das habe ich mir gedacht. Die Wärter sind nicht besser als Molly. Sie nehmen sich, was sie von uns kriegen können. Davon leben sie. Mein Gott, ein Gefängnis dürfte nicht als privates Geschäft wie eine Taverne oder eine Bäckerei geführt werden. Doch niemand stört sich daran, dass sich ein Häftling, der genug Gold und Silber hat, alles kaufen kann. Ich wünschte, ich hätte ein paar Goldstücke. Dann könnte ich drüben in der Master Side von Newgate wohnen.«

»Master Side?«, fragte Jessica.

Lydia warf ihr einen erstaunten Blick zu. »Weißt du das denn nicht?«

»Nein, was?«

»Die Master Side ist der bessere Teil dieses verfluchten Gefängnisses«, erklärte Lydia. »Wenn man genug Geld hat, um die Wärter zu bestechen, kann man dort in einem richtigen Zimmer wohnen. Allein! Mit einem richtigen Bett und einem Tisch und Stühlen. Und man kann sich anständiges Essen von draußen bringen lassen, sogar Wein und Bücher und Zeitungen. Für Geld ist einfach alles zu haben. Doch ohne Geld ist man hier dazu verdammt, langsam in einem dieser Löcher zu verrotten.«

Wieder kehrte für einen Moment düsteres Schweigen ein. Aus Mollys Ecke war nur noch eine lallende Stimme zu hören.

»Hast du jemanden, der sich hier um dich kümmert und dir Geld bringen kann? Eltern, Geschwister oder Freunde?«, wollte Lydia dann wissen.

Jessica schüttelte den Kopf. »Nein. Ich ... ich habe niemanden, der mir helfen könnte«, gestand sie leise. Sie musste plötzlich an Kenneth denken, den sie so geliebt hatte. Er würde jetzt kaum noch zugeben, sie jemals gekannt zu haben. Und dieses Wissen war wie ein großer, brennender Schmerz in ihr, der ihr die Tränen in die Augen trieb.

Lydia seufzte. »Dann bist du nicht besser dran als jede andere von uns ... Molly vielleicht ausgenommen. Ihr gelingt es immer wieder, genug Geld aufzutreiben, um sich und ihre Getreuen mit Gin versorgen zu können.«

»Woher bekommt sie das Geld?«

»Indem sie neue Häftlinge wie dich ausplündert und ihnen alles abnimmt, was sich über die Wärter zu Geld machen lässt«, antwortete Lydia und fügte erbittert hinzu: »Das Kleid, das ich bei meiner Ankunft hier trug, war nicht mehr viel wert. Doch ich musste ihr meine Schuhe geben. Die brachten ihr zwei Flaschen Gin.«

Jessica blickte unwillkürlich auf die Füße ihrer Leidensgefährtin. Anstelle von Schuhen trug Lydia dreckige Lappen, die sie sich um die Füße gewickelt hatte.

»Ab und zu bekommt Molly auch von irgendeinem Freund draußen ein wenig Geld«, fuhr Lydia fort. »Wenn sie nicht so hemmungslos saufen würde, könnte sie es vielleicht schaffen, in den besseren Zellentrakt zu kommen. Doch sie setzt jeden Penny auf der Stelle in Gin um. Man sagt, sie hätte früher eine üble Taverne unten am Hafen geführt und ihren Mann mit Gift umgebracht.«

Jessica erinnerte sich wieder daran, dass sie mit einer Frau sprach, die angeblich ihr Kind ermordet hatte. Und bei diesem Gedanken lief ihr ein Schauer den Rücken hinunter. Doch irgendwie fiel es ihr schwer, sich Lydia als Kindermörderin vorzustellen. »Hast du dein Kind wirklich ...« Sie brach ab, als ihr plötzlich bewusst wurde, welche ungeheuerliche Frage sie hatte aussprechen wollen. Sie hatte kein Recht, Lydia über ihre Vergangenheit auszufragen, wenn sie nicht von sich aus darüber sprechen wollte. Das Blut schoss ihr vor Scham glühend heiß ins Gesicht.

Lydia blickte sie offen an. Ein Hauch von Trauer verschleierte ihre dunklen Augen, und ein bitterer Zug beherrschte ihren Mund.

»Du willst wissen, ob ich wirklich eine Kindermörderin bin, nicht wahr?«, fragte sie, als Jessica betreten schwieg. »O ja, das bin ich. Und ich leugne auch nicht, meinem Sohn das Leben genommen zu haben.« Ihr Blick wandte sich von Jessica ab und schien in eine nicht greifbare Ferne zu gehen. »Drei Jahre liegt das nun schon zurück. Und es ist fünf Jahre her, dass ich meinen Mann kennenlernte ... William Townee. Mein Gott, was war er für ein stattlicher Kerl! Er war Seemann, und wir heirateten, kaum dass wir uns zwei Wochen kannten. Er war ein guter Mann und ließ mir Geld zurück, als er wieder auf Fahrt ging. Kaum war sein Schiff ausgelaufen, da merkte ich, dass ich schwanger war. Drei Monate nach Andrews Geburt, so nannte ich unseren Sohn, erhielt ich die Nachricht, dass William in einem schweren Sturm in der Biscaya von einem Brecher über Bord gespült worden war. Auf einmal war ich allein auf mich gestellt. Ich tat alles, was ich konnte, um genug Geld für mich und Andrew zu verdienen. Doch es reichte vorn und hinten nicht. Und dann wurde Andrew krank und von Tag zu Tag schwächer. Bald litt er schrecklich unter Atemnot ... er schlug um sich, weil er keine Luft bekam ... und Wochen zogen sich hin ... und es wurde immer schlimmer mit ihm ... ich wusste, dass er sich nie mehr erholen würde ... es war die Hölle für mich, zusehen zu müssen, wie er sich quälte und litt ... und eines Nachts konnte ich es nicht länger mit ansehen ... und da habe ich es getan. Es war ein schneller und gnädiger Tod, und es war mir egal, dass man sagte, ich sei eine Kindermörderin. Ich habe getan, was ich tun musste.«

Jessica spürte Tränen auf ihren Wangen. Sie hatte das Verlangen, Lydias Hand zu ergreifen und sie stumm zu drücken. Doch sie tat es nicht. Ihr war, als bereute die junge Frau neben ihr schon, ihre Seelennot vor ihr ausgebreitet zu haben ... als wollte sie nicht, dass jemand wusste, wie es in Wirklichkeit in ihr aussah und wie sehr sie noch immer unter dem Tod ihres Kindes litt.

Ein heftiger Streit brach am anderen Ende der Zelle zwischen der nun betrunkenen Molly und zwei anderen Frauen aus. Molly schrie wutentbrannt, dass man sie betrogen hätte, und eine wilde Rauferei setzte ein, begleitet von schrillen Schreien und wilden

Flüchen.

Dann bekam Molly einen derben Schlag ins Gesicht, kippte mit einem grunzenden Laut rücklings ins Stroh und blieb liegen. Augenblicke später hörte man sie schnarchen, und wie die Geier stürzten sich die Frauen, die eben noch mit ihr gewürfelt hatten, auf die Ginflasche und begannen sich darum zu streiten.

»Immer prügeln sie sich, wenn sie genügend Fusel haben, um sich sinnlos besaufen zu können«, sagte Lydia voller Abscheu. »Mein Gott, wie ich dieses Gesindel hasse.«

Schlagartig war das würgende Gefühl der Angst wieder da. Jessica merkte, wie ihr der Schweiß ausbrach und ihre Handflächen feucht wurden. »Ich ... ich kann ... es noch ... immer nicht begreifen, dass ich hier bin«, stammelte sie. »Es ist wie ... wie ein grässlicher Albtraum.« Sie biss sich auf die Lippen, um nicht von einem Weinkrampf überwältigt zu werden.

»Weswegen hat man dich nach Newgate gebracht?«, fragte Lydia sanft und fügte hastig hinzu: »Du brauchst es mir nicht zu sagen, wenn du nicht möchtest. Es gibt viele, die nicht darüber reden wollen. Doch vielleicht tut es dir gut, wenn du es mir erzählst ...«

Jessica zögerte einen Augenblick. »Ich ... ich bin hier, weil ... weil ich eine sehr einflussreiche Persönlichkeit kompromittiert habe«, sagte sie schließlich. Ihre Antwort war sehr vage, fast ausweichend, kam den Tatsachen jedoch nahe genug, um Lydias erste Neugierde zu befriedigen.

Lydia zog die Augenbrauen hoch. »Diese Persönlichkeit muss aber wirklich sehr einflussreich sein. Sosehr ich Beth und Molly verabscheue, aber in einer Hinsicht haben sie wohl recht. Du bist etwas Besseres als wir, kommst aus besseren Kreisen, nicht wahr? Das kann man ja schon an deiner Kleidung sehen.«

»Ich bin kein vornehmes Fräulein!«, widersprach Jessica mit aufflackerndem Temperament.

Lydia zuckte nur mit den Achseln. »Wie du willst.« Doch es klang nicht so, als würde sie Jessica die Beteuerung abnehmen. Sie drang jedoch nicht weiter in sie, sondern wechselte geschickt das Thema. »Berichte, wie die Welt hinter diesen verfluchten Mauern aussieht! Was geschieht in London, Jessica? Was tragen die Frauen? Hat es irgendeinen großen Skandal gegeben? Steht der Hyde Park schon in seinen Herbstfarben? Erzähl mir von Leuten, die du kennst oder gesehen hast. Jede Kleinigkeit möchte ich wissen. Du ahnst gar nicht, wie das ist, wenn man schon seit Jahren nichts als die Wände dieser Zelle sieht und so völlig vom Geschehen da draußen abgeschnitten ist. Man giert richtig nach Neuigkeiten. Fang an zu erzählen ... bitte!« Lydia Townee sah sie mit fiebriger Erwartung an, und das Funkeln ihrer Augen verriet, dass sie alles um sich herum vergessen hatte und bereit war, der Hölle von Newgate zumindest im Geiste zu entfliehen.

Ein verlegenes Lächeln legte sich über Jessicas Gesicht. Sie war nicht darauf vorbereitet, im Angesicht dieses Ortes Klatschgeschichten und Beschreibungen von kostbaren, modischen Roben von sich zu geben.

»Ja, ich weiß nicht, was ich dir erzählen soll«, sagte sie unentschlossen.

»Fang nur an!«, drängte Lydia sie mit freudiger Ungeduld. »Es macht wirklich nichts aus, mit was du beginnst, wenn du nur von der Welt draußen erzählst.«

Jessica überlegte einen Moment und begann dann mit dem, was ihr gerade in den Sinn kam. Anfangs hatte sie das Gefühl, nichts von wirklichem Interesse zu berichten und sich lächerlich zu machen. Doch als sie merkte, wie Lydia jedes ihrer Worte in sich aufzog wie ein trockener Schwamm, verlor sie ihre Unsicherheit. Und nach einer Weile hatte sie sich so in ihre Schilderungen vom Leben in London und auf dem Land vertieft, dass sie völlig vergaß, wo sie sich befand und welches Schicksal sie erwartete. Es war für sie beide eine Flucht aus dem Elend des Kerkers.

Ungeziefer kroch Jessica an den Beinen hoch, doch sie streifte es mit einer unbewussten Handbewegung ab, während sie ihrer Leidensgefährtin ein farbenfrohes Sommerfest auf dem Land beschrieb, wo sie groß geworden war. Ganz wie Lydia es gewünscht hatte, ließ sie dabei auch nicht die kleinste Kleinigkeit, an die sie sich erinnern konnte, aus.

Stunden verstrichen. Das fahle Licht, das durch das vergitterte Fenster in die Zelle fiel, trübte sich mehr und mehr ein, bis die dicken Eisenstäbe nur noch als schattenhafte Umrisse zu erkennen waren.

Als vom Gang her ein blechernes Scheppern zu hören war, schreckten Jessica und Lydia auf. Verwirrt blickten sie sich an. Es dauerte einen Moment, bis sie aus der Ferne ihrer Gedanken in die Wirklichkeit der Zelle zurückgefunden hatten.

»Mein Gott, es ist ja schon dunkel«, murmelte Jessica. »Wie schnell die Zeit vergangen ist ...«

»Es war himmlisch, Jessica«, sagte Lydia. »Du hast wunderbar erzählt. Du musst mir noch viel mehr berichten. Später. Jetzt bringt Sam das Essen.«

»Sam?«

»Der Wärter.«

»Was muss ich tun?«, fragte Jessica, und sie fühlte sich wieder hilflos und verängstigt wie ein Kind, das sich in einer düsteren Katakombe verirrt hat. Sie sah, wie die anderen Frauen verbeulte Blechschüsseln aus dem Stroh hervorholten, aufsprangen und ans Gitter drängten. Auch Beth befand sich unter ihnen. Sie warf Jessica einen hasserfüllten Blick zu. Molly dagegen lag noch immer neben ihrem Weidenkorb und schlief ihren Rausch aus.

Lydia legte Jessica beruhigend eine Hand auf die Schulter. »Bleib du nur hier. Ich Sorge schon dafür, dass du deine Ration bekommst. Und lass keinen in deine Nähe kommen!«

Jessica nickte stumm und tastete nach ihrer Haarnadel, die sie neben sich ins Stroh gelegt hatte.

»Zurück! ... Vom Gitter zurück, verdammtes Weiberpack!«, schrie Sam, der Wärter mit dem pockennarbigen Gesicht. »Zurück – oder ihr könnt die Nacht mit leerem Magen verbringen!«

Ein wütendes, fast tierisches Geheul erhob sich. Wie eine Meute halb verhungertes Bluthunde gierten die Frauen nach dem Essen, das der Wärter in zwei Eimern angeschleppt hatte.

»Nicht einen lausigen Furz ist deine verdammte Wassersuppe wert!«, übertönte eine kreischende Stimme den Tumult. »Trink doch mal selbst 'ne Kelle von dem Fraß, und der Teufel soll mich holen, wenn du nicht auf der Stelle tot umfällst!«

»Richtig!«, fiel eine andere erregte Stimme ein. »Kloakenpansche ist das, was ihr uns vorsetzt. Die Pest soll euch alle holen!«

»Ihr wollt ja bloß, dass wir verrecken!«

»Verfluchte Blutsauger!«

Ein zweiter Wärter tauchte auf dem Gang auf. Er hielt in der linken Hand eine flackernde Laterne und in der rechten eine Muskete. Die Lampe hing er an einen Wandhaken und packte die Muskete mit beiden Händen. Der Lauf war auf die Zellentür gerichtet.

»Zurück!«, brüllte Sam. »Das ist meine letzte Warnung!«

Fluchend und schreiend wichen die Frauen vom Gitter zurück. Schlüssel klirrten, eine Kette rasselte. Dann schwang die Gittertür auf, und Sam schob die beiden Eimer hindurch. Er schloss die Tür sofort wieder, legte die Kette vor und verriegelte das schwere Schloss. Abwartend blieb er neben dem Wärter mit der Muskete stehen.

Jessica sah von ihrem Platz aus, dass Lydia ihre Ellenbogen genauso gebrauchte wie ihre Mitgefangenen und sich nicht damit begnügte, zu warten, bis alle anderen ihre Blechschüsseln gefüllt hatten. Und entsetzt fragte sich Jessica, ob auch sie sich bald so um das Essen schlagen würde.

»Du hast vergessen, eine Schüssel für die Neue zu bringen!«, schrie Lydia dem Wärter zu, dem es offensichtlich Vergnügen bereitete, der erbitterten Rauferei zwischen den Frauen zuzuschauen. »Soll sie ihre Suppe mit den Händen ausschöpfen?«

Sam lachte gehässig. »Kein übler Vorschlag. Eine Nacht mit knurrendem Magen wird der feinen Dame nicht schaden. Aber ich will kein Unmensch sein. Morgen früh kriegt sie ihre Schüssel.«

Lydia kehrte mit einem gefüllten Gefäß zu Jessica zurück. Vorsichtig, um auch ja keinen Tropfen zu verschütten, hockte sie sich nieder.

»Hier, trink du zuerst. Löffel und solchen Luxus gibt es hier nicht. Teilen wir uns meine Ration.«

Jessica war von Lydias Großzügigkeit, die an diesem Ort ein großes Opfer darstellte, gerührt. Sie verspürte wirklich einen nagenden Hunger, denn sie hatte seit dem Morgen nichts mehr zu sich genommen. Doch sie fühlte sich verpflichtet, Lydias Angebot abzulehnen. Sie wollte sie nicht um ihre halbe Ration bringen, die schon spärlich genug bemessen war. Doch Lydia bestand darauf zu teilen, und schließlich nahm Jessica das Angebot an.

Behutsam setzte sie die Schüssel an die Lippen. Ein unangenehmer, saurer Geruch stieg ihr in die Nase. Hungrig nahm sie einen Schluck. Doch schon im nächsten Moment spuckte sie das, was eine Suppe sein sollte, angeekelt wieder aus. Ihr Magen revoltierte; sie hatte einen so abscheulichen Geschmack im Mund, als hätte sie auf rohe Galle gebissen.

Die Schüssel schwankte bedenklich in ihren Händen, als sie die bittere Flüssigkeit zwischen die Gitter spie. Lydia schien diese Reaktion erwartet zu haben, denn sie packte blitzschnell zu und bewahrte die Suppe vor dem Überschwappen.

»Um Gottes willen!«, keuchte Jessica und spuckte noch einmal aus, um den bitteren Geschmack aus dem Mund zu bekommen, was ihr jedoch nicht gelang. »Das ist ja ungenießbar! Wie soll ein Mensch so etwas nur zu sich nehmen?«

»Die Suppe erscheint dir nur im Moment ungenießbar«, erwiderte Lydia mit nüchterner Sachlichkeit. »Wenn dein Hunger erst einmal groß genug ist, dass dich allein der Gedanke an irgendetwas zu essen fast verrückt macht und du dir Stroh in den Mund stopfst, dann wirst du deine Meinung über diesen Fraß hier schon ändern. Du wirst ihn genauso gierig hinunterschlucken, denn er füllt zumindest den Magen und gibt dir für ein paar Stunden das Gefühl ... das trügerische Gefühl, satt zu sein. Und je eher du dich daran gewöhnst, desto besser ist es für dich.«

Jessica schüttelte sich, als sie sah, wie Lydia die stinkende Brühe in sich hineinschlürfte. »Nein ... niemals«, murmelte sie leise, obwohl ihr Verstand ihr augenblicklich sagte, dass es vermutlich so kommen würde, wie Lydia prophezeit hatte.

»Willst du es nicht noch einmal versuchen?«, fragte Lydia. Eindringlich blickte sie Jessica an. »Du musst essen. Alles, was du kriegen kannst. Wie grässlich es auch schmecken mag. Davon hängt dein Überleben ab. Wenn du nicht isst, wirst du schwach und anfällig. Und Schwache leben hier nicht sehr lange, glaube mir das. Außerdem steht der Winter vor der Tür. Weißt du, was es heißt, einen Winter in diesem kalten Kerker zu verbringen? ... Komm, versuch es noch einmal!«

»Ich kann nicht!« Jessicas zitternde Stimme war erfüllt von scheinbar unüberwindlichem Abscheu.

»Du wirst müssen!«, sagte Lydia mit Nachdruck. »Du wirst den Winter sonst nicht überleben. Und es gibt noch so vieles, das du mir berichten musst. Nein, ich lasse nicht zu, dass du einfach aufgibst. Komm, trink. Es ist ganz einfach. Du brauchst dir nur die Nase zuzuhalten, dann schmeckst du überhaupt nichts.«

»Aber ich weiß, wie es schmeckt!«

»Noch gar nichts weißt du!«, antwortete Lydia hart. »Komm, trink!«

Jessica biss sich auf die Lippen.

Ein unnachgiebiger Ausdruck trat in Lydias Augen. Und fast verächtlich sagte sie: »Wenn dir der Tod lieber ist, brauchst du nur in Mollys Ecke hinüberzugehen! ... Aber wenn du wirklich diejenige bist, für die ich dich nach deiner mutigen Verteidigung vorhin gehalten habe, und wenn du um dein Leben zu kämpfen gedenkst, wirst du jetzt trinken!«

Jessica schluckte schwer, und sie öffnete die Lippen zu einem Spalt, als Lydia ihr nun die Schüssel an den Mund setzte. Sie folgte ihrem Rat, nicht durch die Nase zu atmen, und trank. Lydia gab nicht eher Ruhe, bis sie gut die Hälfte der Suppe getrunken hatte.

»Nimm irgendein Stück Stoff und kaue darauf. Warte, ich mach' das schon.« Sie schlug Jessicas Kleid hoch und riss einen Streifen vom Unterrock ab. »Das nimmt den

Geschmack.«

Jessica kaute verzweifelt auf dem Fetzen Stoff, während sie mit aller Macht gegen das Würgen ankämpfte. Am liebsten hätte sie sich einfach übergeben. Doch sie ging dagegen an, hockte sich in ihre Ecke, kaute und würgte und kaute und wandte sich ab, als Lydia die Schüssel nicht nur austrank, sondern auch noch ausleckte.

Wie von einer schweren körperlichen Anstrengung ermattet, lehnte sich Jessica gegen die kalte Mauer. Kalter Schweiß hatte sich auf ihrer Stirn gebildet. Vor ihr lag eine lange, schlaflose Nacht. Sie hatte Mollys Drohung nicht vergessen. Auf keinen Fall durfte sie sich vom Schlaf übermannen lassen. Doch das würde nicht einfach sein, denn schon jetzt machte sich Müdigkeit bei ihr bemerkbar.

Es war, als hätte Lydia ihre Gedanken erraten. »Mach dir wegen Molly keine Gedanken. Ich werde bei dir bleiben und aufpassen, dass sich keiner anschleicht.«

»Aber du kannst doch nicht die ganze Nacht wach bleiben ...«

»Ich werde dich wecken, wenn mir die Augen zuzufallen drohen«, beruhigte Lydia sie. »Wir können uns gegenseitig ablösen, sodass einer immer schlafen kann. Und mir wird Molly nichts tun.«

»Woher willst du das wissen?«

Ein kaum merkliches Lächeln glitt über das Gesicht der Frau, die man als gewissenlose Kindermörderin gebrandmarkt hatte. »Molly bekommt ab und zu schreckliche Anfälle. Sie wälzt sich dann schreiend und zuckend am Boden, schlägt wild um sich und hat Schaum vor dem Mund. Niemand wagt sich dann in ihre Nähe. Ich bin die Einzige, die ihr in solchen Momenten hilft und zusieht, dass sie sich nicht selbst verletzt und sich die Zunge abbeißt. Ich kenne mich mit diesen Anfällen aus. Mein jüngerer Bruder hatte sie auch.«

»Du stehst Molly bei?«, fragte Jessica verwundert.

»Ja, einer muss es doch tun«, erwiderte Lydia ruhig. »Sie mag die Ausgeburt des Bösen sein, wenn sie ihre Hyänen um sich und genügend Gin hat. Doch wenn sie von einem dieser schrecklichen Anfälle gepackt wird, ist sie hilflos. Molly hasst mich dafür, doch sie lässt mich in Ruhe, und das ist viel bei ihr.«

Jessica schwieg einen Augenblick. Dann fragte sie zögernd: »Warum ... warum tust du all das für mich? Noch vor einigen Stunden hast du mich nicht einmal gekannt.«

Lydia antwortete nicht sofort. »Wie alt bist du?«, wollte sie schließlich wissen.

»Im März nächsten Jahres werde ich achtzehn.«

»Ich war kaum älter, als ich hierherkam«, sagte Lydia, »und ich wusste genauso wenig über das Leben im Kerker wie du jetzt. Vielleicht hätte ich noch nicht einmal vier Wochen durchgestanden, wenn ich damals nicht auch jemanden gehabt hätte ... Martha hieß sie. Von ihr habe ich mehr gelernt über die Welt innerhalb und außerhalb der Gefängnismauern als in den neunzehn Jahren zuvor.«

»Was ist aus dieser Martha geworden?«

»Was soll schon mit ihr sein? Sie ist tot!«, antwortete Lydia schroff und gab damit zu verstehen, dass sie nicht weiter darüber reden wollte. »Leg dich jetzt hin und sieh zu, dass du ein paar Stunden Schlaf findest. Und morgen sehen wir weiter. Vielleicht kann ich

Molly dazu bringen, dass sie sich in ein Geschäft einlässt.«

»Meinst du, dass das geht?« In Jessicas Stimme schwang Hoffnung mit.

Lydia zuckte die Achseln. »Kommt ganz darauf an, was wir ihr als

Versöhnungsgeschenk anbieten. Hast du außer deinen Kleidern irgendetwas, das sich zu Geld machen lässt? Für ein, zwei Flaschen Gin kann man von Molly fast alles haben.«

Die Kette mit dem kleinen goldenen Anhänger ... die Kette, die Kenneth mir geschenkt hat!, schoss es Jessica augenblicklich durch den Kopf. Die Kette, die sie unter ihrem hochgeschlossenen Kleid trug, war wohl das einzig Wertvolle, das sie besaß. Doch freiwillig würde sie dieses Geschenk niemals hergeben. Es bedeutete ihr unendlich viel mehr als seinen Wert in Gold und Silber. Eher wollte sie Angst und Hunger auf sich nehmen, als sich von Kette und Medaillon zu trennen. Erinnerungen und dieses Geschenk waren alles, was ihr von einer großen, verbotenen Liebe geblieben war. Wenn sie tot war, konnte man ihr die Kette nehmen, doch keinen Atemzug eher! »Nein, ich ... ich habe nichts, für das man eine Flasche Gin bekommen könnte«, log Jessica und war froh, dass es dunkel war. Lydia hätte ihr sonst vom Gesicht ablesen können, dass sie nicht die Wahrheit gesagt hatte.

»Dann, fürchte ich, wirst du wohl deinen Umhang hergeben müssen«, sagte Lydia seufzend. »Dabei hättest du ihn im Winter bitter nötig ... Nun, mach dir darüber jetzt keine Gedanken. Das hat Zeit bis morgen. Versuch jetzt zu schlafen. Ich werde neben dir wachen.«

»Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll.«

»Dann verschwende auch keinen Atem«, erwiderte Lydia fast unfreundlich. »Vielleicht werde ich eines Tages mal auf deine Hilfe angewiesen sein.«

»Du auf meine Hilfe?«

»Wer weiß. Möglich ist alles. Und jetzt sei still und leg dich hin!«

Jessica unterdrückte diesmal eine Antwort und machte es sich auf dem kläglichen Strohlager so bequem wie möglich. Sie spürte, wie die Kälte des Steinbodens durch ihre Kleidung drang. Noch war sie auszuhalten, doch die Wintermonate kamen erst. Und wie würde es dann sein, wenn sie nicht länger den wärmenden Umhang besaß?

Ihre Gedanken irrten im Kreis, bis der Schlaf sie endlich in seine Tiefen zog. Alpträume verfolgten sie. Immer wieder war es Molly, die betrunkene Giftmischerin, die Jessica immer mehr in die Enge trieb. Das aufgedunsene Gesicht mit den grell geschminkten Lippen und den blutunterlaufenen Augen kam näher und näher, bis es Jessicas Blickfeld völlig ausfüllte. Ein triumphierendes, diabolisches Grinsen sprühte aus Mollys Augen. Und in dem sicheren Wissen, dass sie ihr Opfer endlich zur Strecke gebracht hatte, entblöbte sie ihre fauligen Zähne zu einem höhnischen Grinsen. Dann streckte sie langsam ihre fleischigen Hände nach ihrem Opfer aus ...

Jäh fuhr Jessica aus dem Schlaf hoch. Entsetzen riss sie wie der Sog eines mächtigen Mahlstromes mit sich fort. Sie hörte einen schweren, keuchenden Atem und ein verräterisches Rascheln, und in der nächsten Sekunde wusste sie, dass sie verloren war. Lydia musste eingeschlafen sein, denn Molly stand über ihr! Sie spürte eine Hand auf

ihrem schweißbedeckten Gesicht und glaubte, Gin zu riechen.

Jessica wusste instinktiv, dass sie ihre Haarnadel nicht mehr schnell genug erreichen würde. Und mit Mollys Körperkräften konnte sie es nicht aufnehmen. Das Einzige, was sie jetzt noch tun konnte, war, ihre Todesangst in die Dunkelheit hinauszuschreien ...